

Die Macht der Gene

Markus Hengstschläger

ecowin-Verlag, Salzburg 2006

176 Seiten, ISBN 978-3-902404-35-0

Gene haben etwas Geheimnisvolles an sich. Sie sind winzige, für das Auge nicht sichtbare Bausteine, die im Kern einer menschlichen Zelle liegen – rund 35.000 Gene in einer einzigen. Sie liegen auf einem DNA-Abschnitt, der – vereinfacht gesagt – aus der Kombination von nur vier simplen chemischen Substanzen (Basen) besteht: Adenin, Thymin, Guanin und Cytosin. Die Summe aller Gene (Genom) enthält den Bauplan des Menschen. Wie der Mini-Schaltkasten „Genom“ mit seinen 35.000 Schaltungen im Detail funktioniert, gehört zu den großen, noch ungelösten Rätseln der Forschung. Wir wissen, dass durch das Genom alle anatomischen, physiologischen und psychologischen Merkmale des Menschen bestimmt sind. Alles ist bestimmt. Daran knüpft sich die alte Frage: Lässt sich daraus folgern, dass wir genetisch determiniert sind? Und wenn ja, könnten wir durch genetische Manipulationen die originären Merkmale verändern? Was lässt sich derzeit schon machen? Was wird uns in der Zukunft möglich sein?

In 14 Kapiteln versucht der Genetiker Markus Hengstschläger nicht nur die Frage zu beantworten, ob unbeschreibliche Schönheit, überdurchschnittliche Intelligenz, das Talent, Witze zu erzählen usw. vererbbar sind, sondern er greift auch Beispiele aus dem Alltag auf, wenngleich manche ein wenig mediantauglich gesteigert: Warum gibt es Menschen, die kaum etwas essen und trotzdem dick werden? Was haben Toupet und offener Sportwagen mit genetischer Selektion zu tun? Wie werden meine Kinder aussehen? Warum werden manche Menschen „unverdient“ steinalt, obwohl sie trinken und rauchen, während so mancher „Bio- und Sportfreak“ früher als erwartet stirbt? Was haben Auto und Flugzeug mit den Chancen der Menschheit auf langes Überleben und Evolution zu tun? Warum spielen brasilianische Fußballer immer besser als österreichische? Weshalb siegte

Mozart über Salieri? Wissen meine Gene, dass ich einmal Model, Politiker oder Serienkiller werde? Wussten Sie, dass jedes Neugeborene in ganz Europa und den USA auf eine genetische Erkrankung untersucht wird – und das schon seit Jahrzehnten? Weiß ein Genetiker, welche Krankheiten ich noch bekommen werde? Bin ich meinen Genen wirklich hilflos ausgeliefert?

Der Autor liefert in den zwei ersten Kapiteln eine sehr einfache und allgemein verständliche Erklärung genetischer Vorgänge, auf welche er sich stützt, um im Rest des Buches aufzuzeigen, was die genetische Veranlagung – soweit bekannt – ausmacht. Es gibt genetisch bedingte und vererbte Krankheiten wie z. B. Chorea Huntington oder Cystische Fibrose, die genetisch determiniert sind und denen man – wenn eine genetische Veranlagung vorliegt – (noch) nicht entkommen kann. Genetische Studien belegen relevante genetische Risikofaktoren für eine Reihe von Krankheiten – wie z. B. Brustkrebs oder Alkoholismus –, die aber von den Genen her nicht determiniert sind. Ob und in welchem Ausmaß genetische Veranlagung, Umwelt oder Kultur die anatomischen, physiologischen und psychologischen Merkmale des Menschen bestimmen, kann schwer beantwortet werden. Hengstschläger stellt in seinem Buch Hypothesen auf, die für einen Einfluss der genetischen Veranlagung auf verschiedene Merkmale wie die Virtuosität eines Musikers oder Dichters, die ballkünstlerischen Fähigkeiten eines brasilianischen Meisters, Religiosität, homosexuelle Neigungen, Drang zum Verbrechen und zum Töten und vieles mehr sprechen. Ein gewisser Einfluss ist sicher da, aber auch viele andere Faktoren spielen eine so große Rolle, dass von einer genetischen Determinierung nicht gesprochen werden kann. Die Antworten auf die vom Autor angerissenen Fragen sind im Allgemeinen sehr vage, sodass all jene, die sich konkrete Aussagen erwarten, ziemlich enttäuscht sein werden. Die Wissenschaft ist eben nicht soweit. Die Aussage des Buches lautet demnach: Genetik ist ein Schlüsselwissen, das noch entschlüsselt werden

muss. Ob diese Aussage ein ganzes Buch rechtfertigt, ist fraglich.

Zukunftsvisionen in einer alternden Gesellschaft, in der die Geriatrie zur boomenden medizinischen Sparte geworden ist, sind von großem Interesse. Visionen wie z. B. die einer genetischen Überlistung des Alters werden auch von Hengstschläger thematisiert. In dieser Frage bleibt der Genetiker eher skeptisch. Positiv steht er aber der Vision der Transplantation der Eierstockgewebe gegenüber, um älteren Frauen das Austragen von Kindern zu ermöglichen. Eine ethisch-kritische Begutachtung solcher Visionen lässt der Autor jedoch aus. Mit Absicht? Zu brisant? Es fällt auf, dass ethische Fragen in diesem Buch kaum bis überhaupt nicht behandelt werden, obwohl dies in der Auseinandersetzung mit den brisanten und aktuellen Fragen der Genmanipulation naheliegend gewesen wäre. Der Autor ist dafür bekannt, dass er in Interviews und Aufsätzen mit seinen ethischen Positionen nicht hinterm Berg hält und unumwunden erklärt, in welchen Bereichen er für Lockerung eintritt. So bekennt sich Hengstschläger zu seiner Tätigkeit auf dem Sektor der künstlichen Befruchtung: Er ist Leiter des genetischen Labors des auf künstliche Befruchtung spezialisierten „Wunschbaby Zentrum – Institut für Kinderwunsch“. Wie bereits in anderen Publikationen preist er auch in diesem Werk die Vorzüge der In-Vitro-Fertilisierung, ohne die ethischen Bedenken zu thematisieren. Auch in der Frage der Homosexualität legt der Autor seine Position dar: Sie sei keine Krankheit, auch nicht etwas Verwerfliches oder gar Unnatürliches, denn „was die Natur als Teil des Spektrums bietet, kann per se nicht unnatürlich sein“. Hier begeht Hengstschläger den fundamentalen Fehler, den mehrdeutigen Begriff „Natur“ falsch zu verwenden. In der Natur kommt schließlich allerhand vor, was an sich verwerflich und mangelhaft ist. Merkwürdig ist allerdings, dass er sich unmittelbar nach der Homosexualität mit dem Makel und der Krankheit der Gehörlosigkeit befasst. Da wird sich der Leser auch fragen, wieso diese nun eine Krank-

heit sein soll, sie kommt auch in der Natur vor.

Der Autor ist Genetiker, doch geht genetische Kompetenz nicht mit der ethischen einher, obwohl Genetik und Ethik akustisch so ähnlich klingen. In diesem Buch gewinnt man den Eindruck, dass Genetik dazu da ist, die Konsumwünsche der Gesellschaft zu erfüllen: Alles was geht oder gehen könnte, wird ohne zu hinterfragen in die Auslage gestellt oder als zukünftige Möglichkeit angekündigt.

In einer postmodernen, esoterischen, pseudo-religiösen und hedonistischen Gesellschaft wird ein gut geschriebenes und spannendes Buch über die Alltags- und Wohlstandsrelevanz der geheimnisvollen Welt der Gene einen Erfolg haben. Es sind Fragen, die jedermann angehen. Wer will das nicht genau wissen? Hengstschläger ist es gelungen, die Fragen einigermaßen mit Humor und Witz zu behandeln. Die ausgewählten Beispiele sowie die autobiographischen Begebenheiten machen das Buch als oberflächlich-amüsante Information erträglich. Auf die wirklich brennenden Fragen gibt es jedoch kaum konkrete Antworten und der Autor entpuppt sich als geradezu visionslos, zumal man sich von einem der führenden Genetiker des Landes klare und richtungsweisende Worte zu marktorientierten Entwicklungen wünschen darf. Wer es genau wissen will, muss also noch einige Forschungsjahre abwarten, und wer erfahren will, ob alles, was getan werden kann, auch ethisch vertretbar ist, muss sich anderweitig informieren.

E. Prat

Veruntreute Menschenrechte. Droht eine Diktatur des Relativismus?

Janne Haaland Matlary
Sankt Ulrich Verlag, Augsburg 2006
208 Seiten, ISBN 978-3-936484-82-3

Ob Recht auf Leben, Religionsfreiheit oder Recht auf Familiengründung: Menschenrechte sind ohne Frage bestimmend in der gegenwärtigen Politik. Insbesondere Europa und der Westen sind international Vorreiter der Menschenrechte. Kein Akteur auf globaler Ebene kann es sich „leisten“, in den Augen

der anderen die Menschenrechte zu verletzen. Sie sind immer mehr zum einzigen Bezugspunkt einer relativistischen Politgemeinschaft geworden. Paradoxerweise „lehnen es europäische Politiker aber ab, objektiv festzulegen, was diese Rechte eigentlich beinhalten“. Dadurch besteht die Gefahr einer „ethischen Anarchie, wenn die Menschenrechte als höchste Norm festgesetzt, aber nicht klar definiert werden“. Genau das ist das Thema des vorliegenden Buches der norwegischen Politikwissenschaftlerin Janne Haaland Matlárý. In ihrer kraftvollen Sprache warnt Matlárý vor den Auswirkungen, die die Absolutsetzung der Menschenrechte ohne Basis auf einer objektiven Menschennatur mit sich bringt. Sie rüttelt auf und gibt jede Menge Diskussionsstoff, wenn sie kritisch hinterfragt, wie die Menschenrechte derzeit gehandhabt werden, und aufdeckt, wie sie instrumentalisiert und auch unterhöhlt werden. Dabei spannt die Politologin einen weiten Bogen und stellt die Thematik in den großen Zusammenhang der jetzigen aktuellen Gesellschaftssituation in Europa.

Matlárý beginnt mit der Analyse, auf welchen Werten das europäische Menschenbild im Moment beruht und stellt es der klassischen Anthropologie, etwa jener von Aristoteles gegenüber. Die herrschenden Überzeugungen, die sie dabei analysiert, auch in Zusammenhang mit aktuell brisanten Vorgängen (wie etwa den Karikaturenstreit), seien „symptomatisch für eine tiefere Krise in der europäischen Politik: die Krise einer zunehmenden Irrationalität und eines wachsenden Relativismus“. Der Nominalismus und Subjektivismus, der das europäische Denken vielfach prägt, wirke auch auf die Mentalität zurück, mit der die Menschenrechte betrachtet werden. Man pocht auf seine Rechte und zieht „die Sprache der Menschenrechte für das Erreichen jedes beliebigen Ziels heran, ohne die Logik zu beachten, die diesen selben Menschenrechten zugrunde liegt.“

Eng in Zusammenhang damit steht das Verständnis von Demokratie und der Stellung der Bürger in der Gesellschaft. Demokratie und Werterelativismus „können nicht auf sinnvolle Weise

nebeneinander existieren: Demokratien, deren politische Prozesse sich nicht auf einen Grundbestand fundamentaler Normen stützen, werden früher oder später zu Tyrannenien“. Das Hauptproblem der westlichen Demokratie sieht Matlárý darin, „dass sie sich nicht mehr mit ethischen, sondern nur noch mit pragmatischen, politischen Fragen beschäftigt. (...) Wenn aber Toleranz die einzige Norm ist, zu der ein Staat sich bekennt, dann wird das Mehrheitsverfahren zum Wesen der Demokratie. Diese Entwicklung widerspricht der Rechtsstaatstradition, die auf höheren, unveränderlichen und von unabhängigen Institutionen geschützten Normen beruht.“

Anschaulich und anhand konkreter Beispiele – Recht auf Familiengründung und Religionsfreiheit – schildert die ehemalige Vize-Außenministerin von Norwegen, welche Mechanismen im Bereich der Menschenrechte in Bewegung sind. Professionelle Interessengruppen, so genannte „Normunternehmer“, wirken darauf hin, dass ihre Ziele als Menschenrecht formuliert, vermittelt und durchgesetzt werden. Am Beginn steht die Formulierung als „Menschenrecht“, etwa als „Recht der Frau“ auf Abtreibung. Die neue oder neu definierte Norm wird zuerst auf internationaler Ebene etabliert. Ist sie in internationalen Dokumenten verankert, können diese in der öffentlichen Debatte auf nationaler Ebene als maßgeblich angeführt werden. Untermauert wird die Argumentation durch eine wissenschaftliche Grundlage.

Matlárý analysiert scharfsinnig, wie dadurch die Rechtsstaatlichkeit unterhöhlt wird: „Jedesmal, wenn eine nationale Politik zu einer eigenen Definition eines Menschenrechts gelangt, definiert sie dieses nicht nur neu, sondern setzt sich zudem über seine internationale Verbindlichkeit hinweg. Dies wiederum unterhöhlt das gesamte Menschenrechtsgebäude.“ Dieser gegenwärtigen politischen Verfahrensweise stellt sie eine naturrechtliche Perspektive gegenüber: Menschenrechte könnten eben nicht durch bloße politische Prozesse willkürlich geändert werden, betont die Politologin.

Damit klingt auch schon an, welchen möglichen Ausweg sie aufzeigt. Matlárý bleibt nicht bei der Beschreibung der Symptome und der Diagnose stehen, sondern bietet auch den Vorschlag für eine mögliche Therapie. Sie versucht, „die klassische Tradition des Rationalismus, des naturrechtlichen und logischen Denkens ‚wiederauferstehen‘ zu lassen. Im naturrechtlichen Denken finde man die objektiven Kriterien, auf die jede Demokratie gemäß der vorangegangenen Analyse angewiesen ist. Schließlich bindet sie notwendigerweise auch die christliche Lehre mit ein. Matlárý zufolge sollte „die Demokratie in Europa (und anderswo) auf der christlichen Anthropologie basieren“, wobei „viele Elemente dieser Anthropologie bereits in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ enthalten seien, die für die Autorin in Wirklichkeit „ein Naturrechtdokument ist“. Trotzdem gehe es nicht darum, „christliche Staaten“ zu schaffen, sondern um die „Schaffung von Staaten, die auf der Wahrheit über den Menschen basieren.“

Matlárý, die Mitglied des Päpstlichen Rats für Familie sowie des Päpstlichen Rats für Gerechtigkeit und Frieden ist, beschreibt schließlich anhand vieler spannender Beispiele, welche große Bedeutung die Menschenrechte in der Politik des verstorbenen Papstes Johannes Paul II. hatten, und auf welche Weise er auf ihre Umsetzung hinwirkte. Außerdem zeigt sie, wohin Joseph Ratzingers - heute Papst Benedikt XVI. - kritische Analyse des Relativismus und der Demokratie führt: zu einer klaren Wiedereinsetzung der Grundbegriffe der naturrechtlichen Anthropologie.

Matlárý reiht sich mit diesem Buch in die Linie derer ein, die fordern, dass der Vernunft im westlichen Denken wieder der Platz eingeräumt wird, der ihr zusteht. Sie zeigt, dass die Debatte über die Menschenrechte im tiefsten eine Debatte über die menschliche Natur ist. Die anerkannte Professorin für Internationale Politik beweist Vertrautheit mit dem philosophischen Denken über die menschliche Natur und bietet einen kurzen Überblick, um schlussendlich zu betonen: „Wenn Gleichheit

der zentrale Begriff des Rechts und der Politik ist, dann setzt das voraus, dass man etwas über die menschliche Natur aussagen kann, das überall und immer gültig ist. Und das ist gleichzeitig auch der Kern meines Arguments, dass die Menschenrechte ein naturrechtlicher Begriff sind – sie beruhen auf der Würde und der Gleichheit des Menschen, und hierfür ist eine gemeinsame menschliche Natur die notwendige Voraussetzung.“

M. Schörghuber

Forschung am Menschen. Ethische Grenzen medizinischer Machbarkeit

**Gerd Brudermüller u. a. (Hrsg.)
Königshausen & Neumann, Würzburg 2005
369 Seiten, ISBN 978-3-8260-2881-6**

Es handelt sich bei diesem Buch um einen Sammelband der Referate dreier Tagungen, die sich der Herausarbeitung der Problemfelder und der Suche nach Lösungsansätzen im Bereich „Forschung am Menschen“ widmeten. Bereits 2005 erschienen, sind die Beiträge dennoch von unverminderter Aktualität. Die Autoren sind mit Ausnahme eines französischen Beitrags sämtlich aus Deutschland und der Schweiz.

In der Spannung zwischen Hoffnung der Menschen auf Heilung durch neue Erkenntnisse und Therapien einerseits und dem davon ausgehenden Gefahrenmoment für die Würde der Person andererseits, wird vor allem die Notwendigkeit eines ethisch und juristisch tragfähigen Grundes für die Forschung betont. Dabei wird deutlich, dass bereits zwischen den europäischen Ländern erhebliche Unterschiede in der Gesetzeslage bestehen, wobei der Gegensatz zwischen Deutschland und Großbritannien besonders groß ist. Dieter Birnbacher zeigt, dass das Menschenrechtsübereinkommen zur Biomedizin vom Minimalismus geprägt ist, indem „gerade die brisantesten Themen der Bioethik, so etwa der gesamte Bereich der Sterbehilfe, der Pränataldiagnostik, der meisten Anwendungsfelder der Reproduktionsmedizin und der Entnahme und Nutzung fetaler Zellen und Gewebe fehlen.“ (S. 14)

So ist auch eine gesamteuropäische Konvention derzeit nicht erreichbar und eine derartige Umsetzung zumindest in weite Ferne gerückt.

Weitere Beiträge behandeln „Das Politische der experimentellen Medizin“, die Rechtslage in der Schweiz zur „Medizinischen Forschung zwischen Wissenschaftsfreiheit und Persönlichkeitsschutz“, die „Ethikkommissionen in Deutschland“.

Der Beitrag „Anforderungen an die Forschung am Menschen aus Patientensicht“ formuliert sehr konkrete Details. So wird anhand eines konkreten Falls gezeigt, dass die Frage der Haftung bei gesundheitlichen Schäden im Rahmen von Forschungsprojekten vielfach ungenügend zwischen Versicherern und Spitalträgern geregelt ist, sodass der Patient Gefahr läuft, nach negativen Gesundheitsfolgen auch noch finanziell auf der Strecke zu bleiben.

Besonderen Raum nimmt in mehreren Beiträgen die Behandlung von Fragen im Spannungsfeld zwischen Selbst- und Fremdbestimmung, insbesondere im Hinblick auf nicht einwilligungsfähige Patienten ein.

Zur Forschung an Embryonen und Stammzellen finden sich drei Beiträge: „Einige ethische Dimensionen der Stammzellenforschung“ (Bondolfi), weiters ein Beitrag zum Therapiepotential von embryonalen Stammzellen bei degenerativen Erkrankungen und ein französischer Beitrag über die Situation in Frankreich hinsichtlich des therapeutischen Klonens. Alberto Bondolfi widmet sich ausführlich der Kernfrage des Status des Embryos, zeigt die Positionen und Dilemmata. Die Erreichung eines Konsenses hält er für „beinahe unmöglich“. Er plädiert für eine mittlere Linie, „welche sowohl die Kontextbezogenheit, als auch die prinzipielle Dimension der Statusfestlegung berücksichtigt.“ (S. 218)

Im Anhang finden sich wichtige Grundlagentexte zu den besprochenen Themen: das Menschenrechtsübereinkommen zur Biomedizin mit ergänzenden Protokollen, weiters Gesetzestexte aus Deutschland und der Schweiz (Arzneimittel-, Medizinproduktegesetz). Zum Thema Stammzellen ist wegen des

Fehlens eines österreichischen Beitrages zumindest eine österreichische Richtlinie abgedruckt.

Die Beiträge des interessanten und wichtigen Sammelbandes beleuchten die Fragestellung detailliert aus ethischer und juristischer Sicht, wobei die österreichische Rechtslage allerdings leider nicht berücksichtigt wird. Die Beiträge enthalten auch viele fachwissenschaftliche Details, sodass sie auch in dieser Hinsicht lehrreich sind.

Trotz allen Bemühens zeigt sich, wie schwierig aufgrund unterschiedlicher ethischer und gesellschaftspolitischer Voraussetzungen ein Konsens in den entscheidenden Punkten ist. Umso wichtiger ist es, sich dies auch klarzumachen und die jeweiligen Spannungsfelder zu benennen.

Auch dazu ist das vorliegende Werk ein wichtiger Beitrag.

R. Klötzl

Thanatosoziologie. Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens

**Hubert Knoblauch, Arnold Zingerle (Hrsg.)
Duncker & Humblot Verlag, Berlin 2005
220 Seiten, ISBN 978-3-428-11825-0**

Der unbedarfte Leser (unter ihnen der Rezensent) darf ruhig über den Titel stolpern: „Thanatosoziologie“ – was ist das? Die Herausgeber H. Knoblauch und A. Zingerle (Soziologen an der TU Berlin bzw. Universität Bayreuth) stellen fest, dass sich aus der historischen Verdrängung allmählich eine Wieder-Bewusstmachung des Todes, ja eine zunehmende wissenschaftliche Beschäftigung mit ihm entwickelt habe. Letztere manifestiere sich u. a. in einer interaktiven wissenschaftlichen Diskussion auf den Ebenen der Psychologie, Ökonomie und Soziologie, sodass sich der Terminus „Thanatosoziologie“ quasi von selbst ergeben habe. Wohl halten die Herausgeber dafür, dass es (noch) überzogen wäre, hier bereits von einer Spezialdisziplin der Soziologie sprechen zu wollen, eine dahin gehende Entwicklung aber offenbar möglich sei.

Das vorliegende Buch ist aus drei Veranstaltungen der Görres-Gesellschaft entstanden, die

zwischen 1999 und 2002 stattgefunden haben, und zwar zum Thema Tod und Sterben in deren (neuen) gesellschaftlichen Bedeutung, von der theoretisch-begrifflichen Warte aus bis hin zum realistischen Alltag der onkologischen Fachklinik und der Hospizbewegung. Die zehn Beiträge stammen (bis auf jenen aus der Hospizbewegung) von akademischen Soziologen.

Das einleitende Kapitel (Autoren: die Herausgeber) über Tod, Hospiz und Institutionalisierung des Sterbens ist schon deswegen wertvoll, weil es weit über die Begrenztheit eines Editorials hinausgehend die Problematik der Psychologisierung des Todes (Kubler-Ross 1969), der Rolle von Spital, Hospiz und Ökonomisierung bis hin zur (wieder einsetzenden) Individualisierung beleuchtet.

Der darauf folgende Beitrag (Kontexturen des Todes; A. Nassehi und I. Saake) erläutert in der für den Laien schwer zugänglichen, sozial-phänomenologischen Fachsprache die gegenwärtigen Trends zur Banalisierung (als Reaktion auf die bisherige Verdrängung) des Todes. An die Stelle der Abstraktion „Tod“ tritt eine „Geschwätzigkeit des Todes“, wodurch dessen dramatische Komponente abhanden kommt.

Der „gesicherte“ Tod und die „diskursive Ordnung am Lebensende“ werden im nächsten Beitrag hinterfragt (W. Schneider), wobei die soziale und kulturelle (Ab-)Sicherung des Sterbens, ja über den Tod hinaus thematisiert wird, sodass von einer Planung des eigenen Sterbens im Interesse der Weiterlebenden die Rede ist (Patientenverfügung, Organspende-Ausweis, Sterbebegleitung/-hilfe, Definition des Todeseintritts u. a. m.).

Dass „Religiöses“ mittlerweile in der „Ratgebercke“ gelandet zu sein scheint, ortet Susanne Brüggem im darauf folgenden Beitrag. Die Religion sei „unsichtbar“ geworden, zumal selbst einschlägige Publikationen zum Thema Sterben-Tod-Trauer weder am Titel, noch am Verfasser (oder Verlag) erkennbar seien.

Den Abschnitt „Palliation und Hospiz“ eröffnet Christine Pfeffer (dt. Bundes-ARGE Hospizbewe-

gung) mit einer klugen Auseinandersetzung über die Dynamik zwischen Individualisierung und Naheverhältnis im Umgang mit Hospizpatienten, gestützt auf eine eigene Untersuchung und etliche sehr berührende Kasuistiken.

Das Sterben in der (onkologisch-orientierten) Universitätsklinik behandelt Ursula Streckeisen und geht in ihrer Untersuchung auf die Zwiespältigkeit der ärztlichen (Heil-/Palliations-) Handlung ein, die sehr oft Belästigung und Schmerzen auf Seiten des Patienten in Kauf nehmen muss, um Linderung zu schaffen (Spritzen, Katheter, entlastende Punktionen, Absaugung etc.). Sie scheut auch nicht das heikle Thema des Therapieverzichts/-abbruchs (inkl. künstliche Hydratation und Ernährung) bei sterbenden Patienten.

Die nun folgenden Beiträge (G. Göckenjahn und S. Dressler; H. Winkel; N. Eschenbruch; R. Gronemeyer) stehen ganz im Zeichen von Palliativversorgung und Hospiz. Die Autoren widmen sich den Methoden, wie ein „gutes Sterben“ (schmerzfrei, friedlich, angstfrei) erreicht werden könne, und wie auf die individuellen Bedürfnisse, Eigenheiten, persönlichen Vorstellungen von Leben und Sterben der Patienten Bedacht zu nehmen sei. Im Team hat auch das Einander-Erzählen (Narrativierung) von Erfahrungen mit Sterbenden seine Bedeutung. Nicht von ungefähr fallen auch jene banalen, alltäglichen Fragen an, denen sich jede medizinische Institution stellen muss, wie jene der Ökonomie, der Vereinbarkeit von ambulanter und stationärer Betreuung, und welche Grenzen der medikamentösen Palliation gesetzt seien.

Am Ende der Lektüre wird uns wohl der neue Begriff der Thanatosoziologie doch etwas vertrauter geworden sein (Wie geht die Gesellschaft heute mit Sterben und Tod um? Was hat sich geändert?), mehr aber noch die Methodik, sich den daraus resultierenden realen Fragen zu stellen, und welche Konsequenzen wir daraus für uns selbst, unser jeweiliges berufliches Handeln und für die Gesellschaft ziehen, in der wir nun einmal leben.

F. Kummer